Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 31 (1979)

Heft: 17

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Stirbt die «Telearena»?

Noch lebt sie. Aber wie der Leiter der Abteilung Dramatik, Max Peter Ammann, an einem Pressegespräch mitteilte, soll die «Telearena» *vorläufig abgesetzt werden. Sie soll ersetzt werden durch die neue Struktursendung* «Telebühne». *Für 1980 sind bereits vier solche Sendungen geplant. Wird die* «Telearena» *nach dieser jährigen Besinnungspause 1981 wieder im Programm auftauchen? In welcher Form wird sie gestaltet werden? Von der Beantwortung dieser offenen Fragen wird abhängen, wie der jetzige Entscheid der Programmverantwortlichen zu beurteilen ist.*

Die Geschichte eines Experimentes: die «Telearena»

Als die Sendung im Vorfrühling 1976 im Programm auftauchte, wusste niemand so recht, ob sich dieses zarte Pflänzchen lange würde behaupten können. Inzwischen ist die *«Telearena»* über die Landesgrenzen hinaus zu einer beachteten und geschätzten Sendung geworden. Damals allerdings war man sich ihres Erfolges nicht so sicher. Denn die Struktur der Sendung war aufs ganze gesehen neu, ein Experiment des Fernsehens DRS. Und diesen Charakter des Experimentes prägte die Geschichte der *«Telearena»* bis zu ihrem vorläufigen Ende. Gleich die ersten drei Sendungen waren gewissermassen voneinander verschiedene Versuche, eine gültige Konzeption dieser Struktursendung herauszuarbeiten. Das Thema der ersten Sendung – *Sterbehilfe* – war damals infolge des Falles Hämmerli eine Tagesaktualität. Das Thema der zweiten Sendung – *Henri Dunant* – wie auch die Bearbeitung von Inglins Bühnenstück *«Der Robbenkönig»* in der dritten Folge hatten dagegen einen weniger offenen Bezug zur Aktualität. In der zweiten Sendung ging es um die Aufarbeitung eines Konfliktes unserer Schweizer Geschichte. Das Stück von Inglin sollte zu einer weltanschaulichen Auseinandersetzung über Phantasie und Politik anregen. Der Erfolg der ersten *«Telearena»* war aber so überzeugend, dass dieses Modell für eine erste Phase der Geschichte der *«Telearena»* ihre Gültigkeit bekommen sollte. Die Sendung bestand einerseits aus Spielszenen, in denen ein aktuelles, die öffentliche Meinung polarisierendes Thema fast plakativ zur Darstellung kam. Auf der andern Seite gab es die Bürgerdebatte, bei der das Publikum, provoziert durch die journalistisch aufbereitete Dramatik, sich über das Thema auseinandersetzte.
Nach den teils heftigen, oft aber oberflächlichen Diskussionen, in denen einzelne Teilnehmer sich nicht mit der Auseinandersetzung im Publikum begnügten, sondern die Diskussion dazu benützten, ihre Parolen direkt an die Zuschauer vor dem Bildschirm zu verbreiten, machten sich die Verantwortlichen der Abteilung Dramatik wieder Gedanken, wie dieser Tendenz entgegenzuwirken sei. Sie suchten nach «leiseren» Themen, die sie mit einer subtileren Schreib- und Darstellungsweise szenisch gestalten liessen. Dazu kam das feste Stammpublikum im Studio. Dieses für die erste Hälfte dieses Jahres wirksam gewordene Konzept wurde seinerseits in der Presse unterschiedlich aufgenommen. Jürg Prisi hat diese Massnahmen im ZOOM-FILMBERATER 8/79 kritisch als eine Tendenz der Disziplinierung gewertet. Die jüngste Entwicklung der *«Telearena»* hat ihm dabei recht gegeben. Auch die verantwortlichen Fernsehredaktoren kommen heute zum Schluss, dass statt einer differenzierteren Auseinandersetzung über das Thema die Diskussion bloss bräver geworden war.

Zauberformel: «Telebühne»

Nach diesen Erfahrungen hätte sich nun die Abteilung Dramatik dazu entschliessen können, wieder zurück in die bewährte und erfolgreiche, erste Form der *«Telearena»*

zurückzukehren. Zu diesem wohl vernünftigsten Weg wollten sich die Fernsehmacher aber nicht entscheiden. Vorläufig – und das heisst vorläufig für ein Jahr – wollen sie für die *«Telearena»* eine Besinnungspause einlegen. Dann soll die Kombination zwischen provozierendem Stück und frecher Bürgerdebatte weitergehen. Für das Jahr 1980 soll als neue Form vorerst die *«Telebühne»* ausprobiert werden. Die *«Telebühne»* soll dabei jenes Ziel erreichen, zu dem die *«Telearena»* von ihrer Struktur her scheinbar nicht fähig war: differenziertere und substantiellere Auseinandersetzungen zu einem Thema. Die *«Telebühne»* lehnt sich in ihrer Form grundsätzlich an die *«Telearena»* an. Sie wird wie die *«Telearena»* live ausgestrahlt. Das Publikum soll wiederum zwischen 100 und 150 Personen umfassen und wird jedesmal neu eingeladen. Ein Moderator soll die Diskussion leiten (Hans-Ulrich Indermaur wird allerdings nicht mehr mitmachen. Sein Nachfolger ist noch nicht bestimmt). Dem Spielleiter wird aber eine kleinere Bedeutung zukommen als bisher, da auch die Rolle des Spielverderbers wieder vorgesehen ist. Dieser soll als advocatus diaboli stärker in die Dramaturgie und damit in die Führung der Debatte miteinbezogen werden.
In einem entscheidenden Punkt erfährt die Konzeption der *«Telebühne»* gegenüber der *«Telearena»* eine wichtige Veränderung: Der szenische Teil wird nämlich gegenüber der Debatte aufgewertet. Dies drückt sich einmal im zeitlichen Verhältnis aus: etwa 70 Prozent Spiel stehen 30 Prozent Diskussion gegenüber, was so ziemlich der Umkehrung des zeitlichen Verhältnisses der *«Telearena»* gleichkommt. Der Verschiebung beim äusseren Ablauf entspricht aber auch ein neuer konzeptioneller Schwerpunkt. Es geht nicht mehr wie bei der *«Telearena»* darum, durch journalistisch aufgearbeitete Dramatik (Gebrauchsstücke) die Auseinandersetzungen des Publikums in Gang zu bringen. Im Zentrum steht nicht mehr das debattierende Publikum, sondern die «künstlerisch anspruchsvolle Gestaltung des Themas» (M. P. Ammann). Für die «vielschichtigen Spielvorlagen» will Ammann dabei auf den Fundus des Theaters zurückgreifen. Mit einer offen zugegebenen didaktischen Absicht ver-

sucht so der Leiter der Abteilung Dramatik «dramatische Stoffe einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen».

Viermal «Holocaust» aufarbeiten

Für das Jahr 1980 sind nun konkret im Rahmen der *«Telebühne»* folgende Sendungen geplant. Mit vier Folgen soll der jüngsten Vergangenheit unseres Landes nachgegangen werden, die so unangenehm durch das TV-Ereignis *«Holocaust»* in das Bewusstsein der Öffentlichkeit wieder eingedrungen ist. Anhand von vier eigens für die *«Telebühne»* bearbeiteten Stücken (Max Frischs «Andorra», Martin Sperrs «Jagdszenen aus Niederbayern», Jean Anouhils «Antigone» und Johann Nestroys «Talismann») soll das, was mit *«Holocaust»* aufgerissen wurde, eingehender behandelt werden. Der thematische Hintergrund, auf dem die vier Spielabende das Ereignis *«Holocaust»* zu diskutieren versuchen, kann dabei so charakterisiert werden: unser Umgang mit dem wirklich oder nur vermeintlich Anderen, die Entstehung von Vorurteilen, Sündenbock-Mechanismen.
Die Frage nach dem Sinn und der tieferen Bedeutung der vorläufigen Absetzung der *«Telearena»* ist heute schwer zu beurteilen. Abschliessend wird darüber wohl erst in ein bis zwei Jahren etwas gesagt werden können, wenn feststeht, ob die *«Telearena»* tatsächlich weitergeführt wird oder ob die vorläufige Absetzung eine definitive war. Erst dann wird nämlich die Tragweite der heutigen Entscheidung abgeschätzt werden können: War sie ein mutiger Schritt in einer weitsichtigen und experimentierfreudigen Planung? Oder: War es ein Hinhaltemanöver in einer klug angelegten Strategie, welche den Ärger vieler Zuschauer und Kritiker glätten sollte, um dann zu gegebener Zeit diese für das Fernsehen DRS häufig unangenehme Sendung doch loszuwerden (Rückzug in die elitäre Kunst als Disziplinierungsmassnahme)?

«Telearena – Telebühne»: eine fruchtbare Konkurrenzierung?

Da wir heute nicht wissen, was in zwei Jahren sein wird, wollen wir die Programmverantwortlichen bei ihrer Aussage von der vorläufigen Absetzung der *«Telearena»* behaften. Sofern die Absetzung der strittigen Telearena tatsächlich vorläufig bleibt, so kann im Jahre 1981 durch ihre Wiederaufnahme eine fruchtbare Konkurrenz zwischen zwei Konzeptionen entstehen. Es gäbe dann zwei Formen, um auf Themen je verschieden einzugehen: Die *«Telearena»* vermag, zur Auseinandersetzung mit Themen und zur Meinungsbildung zu motivieren, während die *«Telebühne»* der Ort ist, an dem die angerissenen Themen differenzierter behandelt werden können.

Matthias Loretan

Angst vor der Wirklichkeit: ein Kommentar

Natürlich haben sich in der «Telearena» *extreme Splittergruppen aller Schattierungen lautstark bemerkbar gemacht. Selbstverständlich liefen die Diskussionen nicht immer in jenem wohlgeordneten Rahmen, wie sich das die Programmgestalter vorstellten. Da war eben Leben drin, ungebrochene Spontaneität, und mitunter kam in gehässigen oder laut und frech vorgetragenen Voten die Verzweiflung Einzelner über die Unveränderbarkeit der Dinge in einer erstarrten Gesellschaft zum Ausdruck, wenn man nur hinhören und -sehen wollte. Den Fernsehmachern hat diese Sendung, die wie keine andere so etwas wie Fiebermesser der Gesellschaft war und über deren Zustand viel aussagte, nie behagt. Sie liess sich nicht nach dem Willen der Produzenten steuern, barg Überraschungen in sich, bisweilen auch unangenehme. Das passte nicht ins Schema eines zeitgenössischen Fernsehens, das alles einebnen und gleichmachen will, wozu findige Leute den Begriff der Ausgewogenheit erfunden haben. Die* «Telearena» *war vielmehr parteiisch, nahm bei der Verbreitung von*

Meinungen keine Rücksicht auf vorhandene Paritäten, geschweige denn auf Parteienproporz oder die Richtlinien der offiziellen Meinungsmacher. Hin und wieder verlief sie sogar chaotisch, war aber selbst dann oder gerade deswegen noch immer viel näher am wirklichen Leben als die künstlichen Produktionen, die das Fernsehen üblicherweise als Realität verkauft.
Die «Telearena» *wurde mit der Einführung eines «Stammpublikums», das zu den gewählten Themen nichts mehr zu sagen hatte, sondern sich bloss noch exhibitionierte, diszipliniert und verlor damit all ihre Reize. Jetzt kann man sie getrost absetzen, einmal mehr den Weg des geringsten Widerstandes gehend. Ihre Ersetzung durch die* «Telebühne» *– 70 Prozent offenbar unverfängliche Theaterkunst und 30 Prozent Diskussion – ist ein weiteres Kapitel in der langen und traurigen Geschichte der Mutlosigkeit des Fernsehens. Geschrieben wurde es, darüber darf man keine Zweifel aufkommen lassen, in der Folge auf die Druckversuche jener, die unter der Vorgabe, das Medium öffentlich kontrollieren zu wollen, eine raffinierte Politik unter dem Deckmäntelchen demokratischen Gebarens betreiben. Ihre ständigen Interventionen in Form von teilweise unbelegten Vorwürfen, Anklagen und Beschwerden, haben die Fernsehmacher mürbe gemacht. Die Selbstzensur feiert inzwischen Urständ. Die* «Telearena» *ist ihr bisher prominentestes Opfer geworden.*

Urs Jaeggi

Jean Christophe – verdünnte Menschenwürde

Zur Fernsehverfilmung des gleichnamigen Romans von Romain Rolland (TV DRS)

In einer Zeitspanne von fast 20 Jahren ist zwischen 1904 und 1922 ein grosses Werk der Literaturgeschichte entstanden: *«Jean Christophe»*. Dieses auch umfangmässig grosse Werk (10 Bände) schildert das Leben eines grossen deutschen Musikergenies (man denke etwa an Mozart oder Beethoven), das wegen seiner Ehrlichkeit, mit der es zu seiner eigenen, meist nicht besonders genehmen Meinung steht, mehrheitlich verstossen wird. Jean Christophes Anliegen zielt neben der Kunst aber auch auf die Verständigung zwischen verschiedenen Völkern hin; in seinem Fall geht es um Deutschland und Frankreich. Romain Rolland erhielt im Jahre 1915 für sein gesamtes bisheriges Werk den Nobelpreis; er galt als ein Kämpfer, wie es seine Titelfigur ist, als ein Mensch, der immer wieder vor der eigenen Zerstörung der Völker durch ihre Kurzsichtigkeit warnte. Rolland war auf Versöhnung aus, nicht auf krampfhaftes Suchen von angeblichen Fehlern des anderen. Vielzulange blieb sein Aufruf ungehört, im nationalistischen Klima vor und während des ersten Weltkrieges galt «Jean Christophe» als Verrat an der französischen Sache: Rolland war Franzose, seine sympathische Titelfigur ist Deutscher. Ist der Aufruf auch heute noch ungehört geblieben?
Man könnte annehmen, dass die letzte Frage mit einem «Ja» beantwortet werden müsste, da sich nun jemand an die Verfilmung dieses Literaturwerkes gemacht hat. Nach der ersten Folge der neunteiligen Verfilmung, die jeweils im Vorabendprogramm des Deutschschweizer Fernsehens zu sehen gewesen ist, tauchte aber schon eine andere Frage auf: Ist das nötig gewesen? Denn überblickend gesehen, muss festgehalten werden, dass vom Kern, von der Aussagekraft des zugrundeliegenden Buches wohl kaum viel übrig geblieben ist, das sich dem Zuschauer als Produkt der Gedankenwelt des Romain Rolland einprägen könnte. Doch macht es sich weiterhin gut, irgendwelche bekannte oder verschollene Literaturwerke – wie es heisst – neu zu entdecken und für den Laien schmackhaft zu machen. Für die meisten Realisatoren (besonders bei Fernsehinszenierungen) scheint es aber keine wichtige Rolle zu spielen, dass der eigenwillige Charakter des zugrunde liegenden Stoffes auch bei der Bearbeitung im anderen Medium etwas durchschimmern sollte. Oder zumindest eine Interpretation der literarischen Vorlage vorliegen müsste, worüber zu denken, zu sprechen und zu argumentieren es sich lohnen würde. Die Inszenierung von Fran-

çois Villiers ist so steril und gleichmässig unbeteiligt ausgefallen, dass man sich fragen muss, was für eine Ausbildung die Realisatoren und Schauspieler genossen haben, was für künstlerische Ziele diese Leute hegen. Selbst eine improvisierte Inszenierung mit Laien von der Strasse wäre nicht so sehr in Monotonie versunken. Etwas mehr geistige Vorarbeit, etwas weniges an künstlerischem Geschmack und Interesse sowie eine Prise eigener Charakterstärke, und das Ganze wäre möglicherweise direkt konsumierbar geworden.
Literaturverfilmungen, besonders solche, die in vergangenen Zeiten spielen, bringen immerhin die Sicherheit mit sich, dass wenigstens die originale Ausstattung der damaligen «guten alten Zeit» beim Publikum ankommt. Das ist doch wirklich einmalig, all diese Pferdekutschen, die bezaubernd bunten Röcke der Damen, die Nastücher fallen lassen dürfen und daraufhin flugs von Herren in schicken Anzügen umstürmt werden. Und welch einen Charme versprühen die herumhuschenden zarten Geschöpfe, deren unendliche Hilflosigkeit sich in klischeehaften Handbewegungen und theatralisch ausgekosteten Gesichtszügen dokumentieren. Das wird verstanden, das ist ja auch handfeste Kost, die man schon seit langem in- und auswendig kennt. Die Phantasielosigkeit geht wie eine ansteckende Krankheit weiter durch den ganzen Film: Alles ist schön weich und exakt gleichmässig, garantiert ohne auch nur kleine Nüancen ausgeleuchtet. So übersieht man sicher keine Kleinigkeit des angehäuften Dekors. Vom Licht hergesehen, ist es jedenfalls nicht möglich, festzustellen, ob es sich bei einer gegebenen Einstellung um eine Szene handelt, die am Tag oder in der Nacht spielt. Man muss doch etwas sehen, wird man sich beim Problem Nachtaufnahme gesagt haben. Wenn wir Nacht zeigen, so sieht ja niemand mehr was!
Steril saubere Arbeit wurde bei den Bildausschnitten geleistet: Die Kamera ist schliesslich ein Beobachter, also nicht zuviel Bewegungen damit machen und ihren Standpunkt nicht zu häufig und zu extrem wechseln. Das erfordert ja auch einen viel zu grossen Aufwand. Wie wär's hier mit der Idee gewesen, durch die gezielten Bewegungen, die Laufrichtungen der Personen *und* der Kamera die Dreidimensionalität des Raumes oder deren Begrenzung – das Pendant zur psychischen Enge der

Figuren – zu zeigen. Doch man hat die Schauspieler meist in einer Ebene parallel zur Bildebene laufen lassen – ab und zu ein zaghafter Schritt in Richtung Kamera; Achtung, die Kamera könnte bissig sein! Ganz im Stil der gewöhnlichen Fernseharbeit liegt der Schnitt: Brav und konventionell wird von einer Einstellung zur anderen gewechselt. Wenn die einzelnen Einstellungen schon nichts taugen, so hätte man es beim Schneiden wenigstens etwas überdecken können. Die Kunst des Schneidens besteht darin, Assoziationen zu erzeugen, zusätzliche Information, die durch das blosse Gegenüberstellen der einzelnen Bilder entsteht. Schnitt wird dann zum Leben der Kamera, des Zuschauers; der Schnitt übermittelt die Stimmung, die am Handlungsort herrscht. Doch in *«Jean Christophe»* wurde bei weitem anders geschnitten: vollkommen ohne jeglichen mitreissenden Rhythmus und immer in einer Pause der Sprache, an Satzenden oder zwischen zwei Bewegungen der Person, also in Augenblicken relativer Ruhe, was diesen Schnitten eine immer gleichbleibende Schwere verleiht. Was wäre die Musik ohne einen die Töne beherrschenden Rhythmus, ohne Ordnung? Ganz einfach ein tönender Trümmerhaufen. Armer Romain Rolland. Was würde er wohl zum Trümmerhaufen sagen, der sich Verfilmung seines Werkes nennt?

Dem Film wohnt eine erdrückende Zaghaftigkeit inne, die allzu Direktes weglässt, seien es inhaltliche oder interpretatorische Angelegenheiten oder auch die gezielte künstlerische Gestaltung. Man muss sich die Frage stellen, wieso solches immer noch von einem recht grossen Publikum einfach so hingenommen wird. Ich glaube der wichtigste Grund liegt in der betonten Distanz zwischen Zuschauer und Geschehen. Diese vermeidet zu grosses Fühlen von Leid und Brutalität, aber auch von Liebe und Freude. Hier haben wir das Problem der Abstinenz. Gerade heute gibt man vor, menschenfreundlich und hilfsbereit zu sein; wir geben vor, in einer grossen Gemeinschaft von Menschen zu leben, doch sobald es an uns wäre, nur einem «Kollegen» zu helfen, ihn lediglich zu verstehen, so bauen wir riesige Mauern als Schutz vor eventueller Zuneigung des anderen auf. Vogel-Strauss-Methode oder wie man leicht durchs Leben zu kommen glaubt. Luis Buñuel soll gesagt haben: «Ich bemühe mich, nichts Beruhigendes zu machen. Man darf den Leuten nicht vormachen, alles stünde zum besten in der besten aller Welten.» Ob dem auch Romain Rolland zustimmen würde? Es ist anzunehmen. In diesem Sinn steht die Fernsehverfilmung ganz im Gegensatz zum Charakter ihrer literarischen Vorlage; denn der Film dürfte doch sicher beruhigend wirken. Eines bleibt nach soviel Entrüstung dennoch beruhigend: *«Jean Christophe»* wird immer im Vorabendprogramm ausgestrahlt, zu einer Zeit also, wo das Abendessen serviert wird. Zwischen ein paar Blättern grünen Salates und einem Bissen Steak wird Völkerverständigung getrieben. Dass die Aufnahme von geistiger Nahrung nicht gleichzeitig mit der Aufnahme von physischer Nahrung geschehen kann – nicht jedenfalls, wenn erstere Hingabe und Eigenarbeit des Konsumierenden fordert – muss einleuchten. Also ist es nicht mehr als positiv, wenn man bei *«Jean Christophe»* nichts verpasst, im Falle, dass man richtig tut und zum Essen den Fernseher schweigen lässt.

Robert Richter

Mutationen beim Fernsehen DRS

tv. In der Abteilung «Kultur und Gesellschaft» des Fernsehens DRS hat *Dr. Felix Berger* (39) seine Tätigkeit als Filmredaktor aufgenommen. Berger, früher u.a. Lehrer für Zeichnen und Medienkunde in der Stiftsschule Einsiedeln, hat vor kurzem sein Studium für Film- und Medienwissenschaft an der «Sorbonne» in Paris abgeschlossen. – Am 1. September nimmt *Marcus P. Nester* (32) seine Tätigkeit als Redaktor für Fremdprogramme in der Abteilung «Dramatik» des Fernsehens DRS auf. Nester, bisher u.a. freier Filmschaffender und Schriftsteller, arbeitet seit 1974 als Redaktor für audiovisuellen Unterricht in einem grossen chemischen Konzern in Basel.

Zuhören ist der Anfang der Freude

«Ohren-Spitzer», Musikerziehung leicht präsentiert bei Radio DRS II

Schon seit mehr als einem Jahr findet man im Programm von DRS II eine kurze und unauffällige, aber doch sehr beachtenswerte Musiksendung: den *«Ohren-Spitzer»* von Kjell Keller. Jeweils am Dienstag und Donnerstag, vormittags um 9 Uhr 40, wendet sich der Autor selber in seinem Dialekt an seine Zuhörer. (Zu erwähnen wäre, dass vorläufig während der Woche um 17 Uhr ältere Sendungen nochmals wiederholt werden.) Kjell Kellers Anliegen ist das «Spitzen» der Ohren eigentlich eines jeden Radiohörers bezüglich der täglichen musikalischen Kost, also eine Art Musikunterricht: allerdings kein harziger, nur für Insider interessanter Musikunterricht. Denn Kjell Keller bringt nicht eine ausgedehnte Analyse irgend eines Musikstückes, welche die Grundlagenkenntnisse der Musikwissenschaft voraussetzt, sondern wählt kurze Musikausschnitte aus, an denen einfache Eigenheiten leicht feststellbar sind. Ihm geht es um die gefühlsmässige Aufnahme von Feinheiten der Musik; er will sie nicht beim Namen nennen, vielmehr soll sie der Zuhörer nach einem kleinen Hinweis des Moderators selber entdecken können. Er serviert nicht fertige Tatsachen, sondern stellt Musikstücke grosser Unterschiedlichkeit als Kontrast nebeneinander. Dem Zuhörer werden dann durch den Kontrast die Spezialitäten der einzelnen Musikbeispiele fast automatisch klar.
Die Situation der musikalischen Schulung der Bevölkerung, speziell der Jugend, ist heute wohl alles andere als rosig. Nicht zuletzt dürfte es daran liegen, dass es nur selten gelingt, die Zielgruppe der musikalischen Schulung für die Musik als solche zu interessieren, d. h. natürlich nicht für die Musik als im Hintergrund plätschernde Geräuschkulisse, sondern als eine Kunst, die enorme Form- und dadurch Ausdrucksmöglichkeiten enthält. Aber ohne eine Sensibilisierung, ein Aufmerksammachen, kann keine Kunst richtig verstanden und damit voll ausgeschöpft werden. Die vormittägliche Sendezeit ist für die Zielsetzung der Sendung leider recht ungünstig gewählt; d. h. Jugendliche, an die sich die Sendung besonders richtet, haben keine Gelegenheit, zu dieser Zeit Radio zu hören. Einen grossen Fortschritt dürften die Wiederholungssendungen um 17 Uhr darstellen. Es ist aber zu hoffen, dass die Sendung – die Ausstrahlungszeit am Vormittag entspricht der Zeit des Schulfunks – vermehrt in den Schulunterricht eingebaut, oder dass deren didaktische Arbeitsweise in den Musikunterricht miteinbezogen wird.

Themen als Bausteine

Thematisch gesehen, ist die Sendung von Kjell Keller sehr weit gefasst. Er behandelt nicht nur musikalische Gesichtspunkte im engeren Sinn wie etwa die Sendungen zu «Dur–Moll», «Rubato» (Tempowechsel), «Sonate», «Ragtime» usw., sondern ebenso aussermusikalische Belange, die durch Musik zur Darstellung gelangen können, etwa «Tier-Stimmen», «Winter», «Gewitter», «Hochzeitsmusik», «Licht» usw. Besonders durch die zuletzt genannten Themenkreise wird zu verdeutlichen versucht, dass Musik nicht einfach nur Melodie ist, sondern dass sie auch handfeste Inhalte zu vermitteln imstande ist, dass durch verschiedene Aneinanderreihung von Tönen oder durch unterschiedliche Instrumente ganz erstaunliche Emotionen vermittelt werden können. Hier ergibt sich ein weiterer Themenkreis von Sendungen, solchen, die spezielle Instrumente oder Instrumentengruppen präsentieren.
Auch der Aufbau einer jeden Sendung verdeutlicht das Anliegen von Kjell Keller: Kein Vermitteln von fachspezifischen Kenntnissen, keine Musikanalyse, sondern «bloss» die Freude an irgendetwas, das im weitesten Sinn als Musik bezeichnet werden kann, durch gekonntes Präsentieren einzelner Beispiele zu vergrössern oder überhaupt zu wecken. So werden die einzelnen Ausschnitte auch nie mit einem wertenden Text versehen, wie dies von musikwissenschaftlicher Seite her erfolgen müss-

te. Nur kurze, gezielte und wegen der Verständlichkeit laienhaft formulierte Hinweise werden angefügt – das genauere Hinhören wird geschult.
Die Sendungen zeichnen sich durch eine ausserordentliche Bewegtheit und Leichtigkeit aus, Eigenschaften, die das Zuhören zu einer Freude werden lassen, selbst wenn einem aufs erste die Musikausschnitte nicht besonders unter die Haut gehen. Die Beschwingtheit der Sendungen rührt wohl von der ausserordentlichen Grosszügigkeit her, mit der Kjell Keller der Musik begegnet. Er wählt eigentlich gar nicht gross aus, was schon einer Bewertung gleichzustellen wäre. Er setzt mit einer faszinierenden Selbstverständlichkeit neben ein klassisches Werk einen Ausschnitt aus einem Punk-Stück. Beides ist Musik; alles was tönt, ist Musik und lässt sich irgendwo in einem «Ohren-Spitzer» finden. Und durch die Verwendung von unterschiedlichen Musikgruppen und Musikarten – von klassischer Musik bis zu fremdländischer Volksmusik, von modernem Jazz bis zu mittelalterlichen Minneliedern – gelingt es, ein möglichst breites Publikum anzusprechen. Irgendwo findet man zwischen bisher unbeachteter Musik seine Lieblingsmusik, und man hört auf einmal, wie ein gleiches Vorhaben in einer anderen Musikart auf andere, ebenso interessante Weise realisiert worden ist. Vielleicht stellt man sogar verblüffende Ähnlichkeiten fest.

Zum Beispiel Saxophone

Es soll hier noch eine frei ausgewählte Sendung näher beleuchtet werden, vor allem damit die oben erwähnten theoretisch formulierten Eigenschaften besser verständlich werden. Wohlgemerkt: Die Sendung *«Saxophone»* ist eine Sendung wie jede andere, also kein Paradebeispiel. Nach dem kurzen Satz, «Hier kommt's einmal vor», folgt ein Ausschnitt aus einem Ländler von Jost Ribari. Danach, «Hier kommt's zweimal vor», werden ein paar Takte Jazz von Coltrane eingespielt. Nochmals ein ähnlicher Satz, «Und hier gar viermal»: Es folgt die Rapsodie für Saxophon und Orchester von Debussy. Und erst nach der spannend gestalteten Einführung wird genauer auf das Instrument Saxophon eingegangen, werden die drei Beispiele wiederholt und die Verwendung des Saxophons umschrieben. Durch diese kurze Einführung, begleitet mit einfach beschreibenden Worten wie «weich, zart, härter, gehaucht», wird dem Zuhörer innert kürzester Zeit und wohl auch äusserst einprägsam mitgeteilt, wie vielseitig ein Instrument sein kann. Der Zuhörer mag in Zukunft gar versuchen in einem Musikstück mit Blechbläsern das Saxophon herauszuhören. In einem idealen Tempo – nie zu hektisch, aber auch nie zu langfädig – wird zum nächsten Musikbeispiel aus der leichten Unterhaltung geschritten: ein Saxophon erklingt, das «Fäden zieht» und das einem womöglich «Tränen in den Augen» bringt. In der verbleibenden Zeit werden anhand von Jazz-Stücken die diversen Saxophontypen – vom Sopran bis zum Kontrabass – kurz vorgestellt. Zum Schluss eine extreme Verwendung zweier Saxophone, die keine reinen Töne mehr von sich geben, sondern zur Darstellung einer kreischenden Geräuschkulisse eingesetzt werden. Nach einer guten Viertelstunde ist der Einblick in die Welt der Saxophone beendet. Sicher keine vollständige Betrachtung, vielmehr ein appetitanregendes «Versüecherli».
Ich glaube, dass der «Ohren-Spitzer» eine überaus lobenswerte Sendung ist, bringt sie für den Musiklaien doch eine ganz neue und tiefere Begegnung mit der Welt der Musik. Lobenswert auch, weil sie es schafft, bei einem recht breiten Publikum Gehör zu finden, da sie das Interesse an der Musik, das genauere Hinhören, auf unterhaltende Weise fördert, weil der Begriff Musik sehr weit gefasst wird und man nicht bei bereits bekannten Musikrichtungen verbleibt. Unterhaltend, weil die Länge der Sendung auf 20 Minuten beschränkt bleibt, weil auf schwere Analysen mit Fachwörtern verzichtet wird, ohne aber in nichtssagendes Geschwätz zu verfallen. Dem Künstler ist es sicher auch nicht darum gegangen, dem «Konsumenten» der Kunst die Konstruktionsweise seines Werkes zu präsentieren. Wichtig ist der Unterhaltungswert, die Freude, die Gefühle, die der Künstler zu vermitteln imstande ist. Nur eine Fähig-

keit muss der Hörer mitbringen: zuhören können, sich die Zeit und Offenheit gegenüber dem Werk nehmen. Das ist das Ziel von Kjell Keller mit seinem «Ohren-Spitzer»; nicht mehr und nicht weniger. Robert Richter

Nach Gerichtsentscheid: Kommt nun «Paul-Irniger»-Hörspiel am Radio?

Das Zürcher Obergericht hat das einstweilige Sendeverbot für Pil Crauers vierteiliges Hörspiel «Das Leben und Sterben des Paul Irniger» (so lautet der Titel jetzt offiziell; vgl. ZOOM-FB 22/78, S. 27ff.) aufgehoben. Das Bezirksgericht Zürich hatte am 25. Oktober 1978 dieses Verbot auf Antrag des Vormunds des unehelichen Sohnes von Paul Irniger, der einen anderen Namen trägt, erlassen. Dagegen hatte die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) rekurriert.
Erst durch das Vorgehen des Vormunds, der gemäss einem Beschluss des Gemeinderates von Niederrohrdorf AG handelte, war die Existenz von Irnigers Sohn in der Schweizer Presse bekannt geworden. In Crauers Stück selbst wurde er nirgends genannt, und SRG wie Autor hatten auch den letzten Hinweis auf ihn aus den Bändern getilgt («Alimentenzahlung»).
Das Zürcher Obergericht begründet seinen Entscheid damit, dass der Vormund nicht berechtigt war, ohne Wissen und Willen seines Mündels zu klagen, da es dessen urpersönliches und unübertragbares Recht sei, sich in seinen Rechten verletzt zu fühlen oder nicht. Die Richter unterstrichen ihren Entscheid, indem sie alle Kosten aus beiden Instanzen dem Vormund überbanden.
Dem Spruch des Zürcher Obergerichts kommt insofern allgemeine Bedeutung zu, als er verhindert, dass Behörden auf einem Umweg unliebsame Veröffentlichungen (in diesem Fall eher eine durchaus nicht angriffige Sendung der ungeliebten SRG) verbieten lassen können.
Befremdlich ist die lange Dauer des summarischen Schnellverfahrens vor dem Zürcher Obergericht. Der Hinweis darauf, dass eine Gerichtsschreiberin gestorben sei, rechtfertigt eine solche Verschleppung nicht. Es ist der eindeutige Wille des Gesetzgebers, dass die einstweilige Verfügung einerseits schnell und wirksam vor Persönlichkeitsverletzungen schützt, anderseits aber auch durch kürzeste Fristen das Abwürgen einer Publikation durch eintretenden Aktualitätsverlust verunmöglicht. Dreivierteljahr beim Obergericht sind da eindeutig zuviel.
Paul Irniger ist eine Person der schweizerischen Zeitgeschichte. Es ist in hohem Masse wahrscheinlich, dass ohne seine Taten das Referendum gegen das Schweizerische Strafgesetzbuch nicht ergriffen und nicht zustandegekommen wäre. Die zeitgenössischen Leitartikler sprachen ihm vor der eidgenössischen Abstimmung vom 3. Juli 1938 die Fähigkeit zu, das neue einheitliche Strafgesetzbuch, das die Todesstrafe abschaffte, zu Fall zu bringen. Und sie schrieben nachher das äusserst knappe Resultat (357815 Ja gegen 310279 Nein) weitgehend Irniger zu. Vorher hatten 18 gegen 7 Stände dem Verfassungsartikel über eine Strafrechtsvereinheitlichung zugestimmt. Nun waren 14 Kantone dagegen und nur noch 11 dafür. Aber das Ständemehr spielte diesmal keine Rolle mehr.
Es ist zu hoffen, dass nun von Stellen, welchen die Behandlung der Ereignisse von 1932 bis 1939 ungelegen kommt oder die Zeichnung der Person Irnigers durch Pil Crauer zu verständnisvoll scheint, keine weiteren Verzögerungsaktionen unternommen werden. Vor allem aber, dass dafür nicht das Mündel missbraucht wird.
Die SRG will das Feature 1980 wieder ins Programm setzen. Früher sei es wegen des Strukturplans nicht möglich. Als ob sich der Strukturplan ändern würde. Vielleicht bläst Programmdirektor Blum nach seiner Rückkehr aus den Ferien doch noch den Sand aus dem Sendegetriebe? Chris Gerig